Zeitschrift: Thurgauer Jahrbuch
Band: 8 (1932)

Artikel: Die Geschichte vom Deckerli
Autor: Kollbrunner, Oskar
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-700940

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Geschichte vom Deckerli

VON OSKAR KOLLBRUNNER, HÜTTLINGEN

Weil er von Beruf Dachdecker und der Postur nach recht kurz und stumpig geraten war, nannte man ihn kurzweg: das Deckerli.

War ich als Junge nicht recht zum Arbeiten aufgelegt, dann sagte meine Mutter nur ganz lakonisch: «Wenn du dich nicht zum Schaffen bequemen willst, so ergeht es dir halt ganz einfach wie dem Deckerli.» Das wirkte Wunder, denn ich wusste nur zu gut, was damit gemeint war. Das Deckerli hatte man nämlich wiederholt mit dem Landjäger nach einer benachbarten Zwangsarbeitsanstalt verbracht. Da machte nun in Thurhausen ein Gerücht die Runde, dass, so oft sich das Deckerli geweigert hätte, diese oder jene Arbeit anzufassen, man ihn vermittelst der Wasserprozedur gefügig gemacht hätte. Da sei er pudelnackt und bis an den Kopf in einen Wasserbehälter gesteckt worden, der unablässig durch neue Wasserzufuhr gespeist worden wäre. Habe das Deckerli es nicht vorgezogen, dass ihm das versäuferische Nass bis über die Ohren steige, so hatte er ohne Anhalten mit den Füssen auf zwei Pedalen trampen müssen, um den Pegelstand des Wassers auf Kinnhöhe zu halten.

Was an diesem Gerücht wahr ist, habe ich nicht auszukundschaften vermögen. Auf jeden Fall bemitleidete ich das gute Deckerli darüber und mehr noch über das Geföpp, das er jeweils über sich ergehen lassen musste, wenn er von der Anstalt wieder nach Thurhausen zurückkehren durfte.

Ich habe nie so recht begriffen, warum man überhaupt das Deckerli zum zwangsweisen Arbeiten abspedierte. Das gute Mannli hat doch immer an etwas herumgebastelt, immer etwas zu Nutz und Frommen der Bürger oder seiner selbst getan. Da war er fürs erste Nachtwächter und fürs zweite Flurhüter. Dann lag er gelegentlich dem Besenbinden ob, versorgte das Dorf mit Wachholder zwecks Reinigung stichiger Mostfässer, lief mit dem Kabishobel umher und machte jeder Hausfrau ein Ständli Sauerkraut zurecht. Im Sommer hantierte er bei den Bauern auf dem Feld, stieg,, wenn er gerufen wurde, mit der Unbesorgtheit eines Trapezkünstlers auf ein Dach, um notwendige Ausbesserungen vorzunehmen, und war im Winter im Gemeindewald beim Holzfällen und Büschelimachen anzutreffen.

Allerdings — und das muss dem Fass immer den Boden ausgeschlagen haben — gab es Perioden, in denen dem Deckerli der Schnapsteufel im Genick sass und er wie unser Maurer Nepomuk drei, vier Wochen nicht mehr aus dem Dusel herauskam.

Da er es in diesem Zustand unterliess, die Strassenlampen zu bedienen und anderweitigen Verpflichtungen nachzukommen, schob ihn ein korrekter Vorsteher kurzerhand nach der Zwangsarbeitsanstalt und einmal auch nach einer Trinkerheilanstalt im Zürcherischen ab. Aber das hat ihn nicht gebessert. Es hat ihn nur in Wut gegen die Ortsbehörde und insonderheit gegen den Vosteher versetzt. So hat er sich an diesem einmal auf seine Weise zu rächen versucht.

Es war im Winter. Dem Deckerli, der in einem Dreikäsehochhaus neben dem Schloss von Thurhausen den bereits grau gewordenen Junggesellen spielte und den man, das abgetrunkene Gesicht und die verschnapsten Aeuglein abgerechnet, ganz hübsch hätte nennen können, war das Brennholz ausgegangen. Da «tüselte» er auf Schelmensohlen in einer stockdunkeln Nacht nach dem Vorsteherhaus hinüber und transportierte in aller Gemütlichkeit, immer zwei oder drei Scheite auf einmal nehmend, einen Ster Buchenholz oder auch zweie von dessen Holzschopf in den Estrich seiner Hütte hinauf. Alsdann begann er zetermordioisch unter den Fenstern des Dorfmoguls loszulegen: «Ein Dieb! Ein Dieb! Man hat Ihnen Holz gestohlen, Herr Vorsteher! Ich kam nur einige Augenblicke zu spät, sonst hätte ich den elenden Lausbuben eingefangen. Nun hat er sich diese höllische Dunkelheit zunutze gemacht und ist mit einem Karren oder einem Wägelchen, auf dem er den Segen aufgeschichtet hatte, verduftet.»

Der Vorsteher, der sich als alter Kranzturner in einem Satz vom Bett aus ans Fenster gestellt hatte und im Nachthemd gespenstete, schüttelte den Kopf und meinte mit einem Anflug von Schläfrigkeit zum offenen Fensterflügelchen hinaus: «Dann suche halt den Schelm, Decker, wenn du ein guter Nachtwächter bist! Wozu haben wir dich denn? Zum Faulenzen auf dem Strohsack? Zum die Diebe entwischen lassen?» Sprachs und warf das Flügelchen zu.

Zwei Tage darauf ordnete der spürnasige, listige Vorsteher in Thurhausen die Feuerschau an. Es war zwar noch reichlich Zeit zum Nachsehen der Oefen, Herde und Kamine, da der Maurer noch nicht einmal mit allen Feuerlöchern fertig geworden war. Aber der Vorsteher wusste, was er wollte. Ein Dreierkomitee, bestehend aus dem Gemeindeammann, ihm selbst, sowie aus einem neutralen Maurermeister, machte seinen obligaten Häuserbesuch. Beim Deckerli fingen sie an. Der hatte sich gerade vom Birkenbinden weg zum Znüniessen an den Tisch seiner Stube gesetzt, die ihm zugleich auch Werkstatt war.

«Guten Tag, Meister Dachdecker! Auch schon munter?» Mit diesen, in hämischer Freundlichkeit gesprochenen Worten des Vorstehers traten die Herren über die Stubenschwelle. Dem Deckerli blieb vor Schreck ein Bissen trockenes Maisbrot derart im Schlund seines Halses stecken, dass ihm der Vorsteher ordentlich auf den Rücken klopfen musste, ehe er ihn mit vor Anstrengung hochrotem Kopf herauszuworgen vermochte. Nachdem sich das Deckerli wieder etwas erholt und einen Schoppen

seines linden Hansmüllersaftes hinuntergestellt hatte, fragte er, unsicher von einem zum andern der Herren blinzelnd, mit seinen blutdurchschossenen Fuseläuglein: «Was verschafft mir die Ehre? Womit kann ich dienen?»

«Feuerschau, Herr Decker,» brummelte der Maurermeister und stapfte allen voraus nach der Küche, eigentlich ein Kücheli, in dem man sich kaum umzudrehen vermochte. Er schnupperte in den noch ungestrichenen Ofen hinein, hantierte an den «Zügen» herum und rollte seine Bollaugen wie ein Cerberus vor dem Herdloch. «Es ist fatal, Decker, aber wir müssen wohl oder übel einmal Ihren Ofen abschätzen. Die Feuerplatte ist kapores. Alles ist kaput und eines schönen Tages fällt Ihnen der ganze Lehmhaufen auf einen Tätsch zusammen.» Das Deckerli jammerte: «Ihr habt gut sagen, Ihr Herren Feuerschauer, aber wer bezahlt mir den Ofen, hä? Soll ich diese Heidenkosten aus dem Gehältchen, das mir die Gemeinde aussäckelt, bestreiten oder mit dem Besenbinden errackern? Ihr alle wisst, dass ich bei all meinem Schinden kein Geld für einen neuen Ofen zurücklegen kann. Der tut's gewiss wieder für ein Jährchen.»

So und ähnlich hatte sich das Deckerli schon seit Jahren geäussert. Man hatte darauf hin immer ein Auge zugedrückt. Auch dieses Jahr schien der Vorsteher, allen voran, gewillt, die Sache auf sich beruhen zu lassen und mit dem leidigen Abschätzen noch zuzuwarten. «Feuersgefahr für die Nachbarhäuser ist ja so gut wie keine vorhanden. Da käme ja eigentlich nur das Schloss in Betracht, aber auch dieses steht zu weit weg, als dass seinen soliden Mauern viel passieren könnte, und überdies, finge das Dachdeckerhäuschen Feuer, würde es handkehrum bis auf den Grund eingeäschert sein. Die paar Bretter, aus denen es zusammengenagelt wurde, reichten ja kaum aus, um einen Backofen richtig einzuheizen.»

Letzterer Satz war ein Hieb, der sass. Das Deckerlein zuckte in seinem gedemütigten Stolz merklich zusammmen, aber es beherrschte sich wohlweislich und schwieg.

«Wir wollen wenigstens noch das Kamin weiter oben im Hause nachsehen,» sagte der Vorsteher so ganz beiläufig und harmlos und fing an die Treppe, die zum Estrich emporführte, zu besteigen.

«Bleiben Sie nur ruhig hier unten, Herr Vorsteher. Erstens ist die Treppe so morsch und brüchig, dass sie jeden Augenblick einfallen kann, besonders wenn man Ihr Körpergewicht auf sie stellt, und dann habe ich oben eine schreckliche Unordnung. Ich muss mich fast schämen, dies zu bekennen. Aber wenn man halt keine Frau hat, so bettet man halt nicht alle Tage und nimmt es mit dem Aufräumen und Haushalten nicht so genau. Mit dem Kamin ist übrigens alles in bester Ordnung.»

Des Deckerlis belegte Schnapsstimme zitterte ordentlich, als er das sagte. Seine Sätze schlugen Purzelbaum. Er hätte am liebsten den Vorsteher von der Treppe gerissen, aber das ging wohl nicht an, und jetzt war der Luchs auch schon oben.

«Ei ja! Ei ja! Seid Ihr Holzhändler geworden, Decker?» frug es wie eine Stimme des jüngsten Gerichts über die Köpfe der beiden andern Ansteigenden hinweg. Das Deckerli hätte am liebsten Fliege gespielt und sich in einen Spalt verkrochen. «Was, waaas meinen Sie, Herr Vorsteher?» rief er mit sparriger Stimme. Es war schon mehr ein Dohlengekrächz: «Ob ich Holzhändler geworden sei? Sie meinen wegen der paar lumpigen Buchenscheiter auf dem Estrich? Sie spassen wohl? Die habe ich noch als Eigenbedarf vom letzten Winter her. Ich glaube, dass ich das Holz damals im Burkartshölzli ersteigert habe.»

Es kam eine gewisse Unsicherheit in die Stimme des ertappten Deckerli. Er hätte jetzt irgend einen glaubwürdigen Lug ersinnen können, um sich aus der Schlinge zu ziehen. Aber es war durchaus nicht nötig. Es hätte doch nichts gefruchtet, denn als das Deckerli mit schlotterigen Beinen selber oben angelangt war, lachte ihm der Vorsteher verschmitzt und schadenfroh ins Gesicht: «Gelt, du Gimpel, dich haben wir gefangen! Wie eine Maus gingst du in die Falle. Ha, vom Burkartshölzli hast du die Scheiter. Ha! Ha! Ha! Haa! Der Vorsteher lachte überlaut, und da es so ein glucksendes Lachen war, steckte es die andern zwei Feuerschauer derart an, dass sie sich vor Lachen am Kamin festhalten mussten, neben dem das gestohlene Gut sorglich aufgestapelt war. Dem Deckerli aber fiel das Herz vollends in die Hosen. Er hockte auf einem schmutzigen Bett, eine Jammergestalt sondergleichen, während ihm der Quälgeist eines Vorstehers einige, von ihm selbst rotmarkierte Scheiter unter die Nase hielt.

«Diese Markierungen hättest du wegsägen sollen, du erbärmlicher Tropf; es hätte dir übrigens auch so nicht viel geholfen. Ich dachte eineweg, dass das Holz nicht weit weg zu finden sei. Weisst, wir kennen uns, Decker. Du hast dich an mir rächen wollen. Das ist ganz einfach. Nun hast du den Bock zum Gärtner gemacht.»

Am Nachmittag dieses verhängnisvollen Feuerschautages hat man das Deckerli im schäbigen Sonntagsgwändli mit dem Vorsteher zur Eisenbahnstation gehen sehen. Man munkelte von Statthalter und Gefängnis. Wahr ist, dass das Deckerli erst nach drei Wochen aus einem wahrscheinlich sehr unfreiwilligen Urlaub wieder in Thurhausen eintraf. Er tat, als beachte er keine der Anzüglichkeiten und Anspielungen. Einer meinte boshaft, man brauche jetzt dann einen neuen Nachtwächter, nur um den alten Wächter zu überwachen. Das Deckerli duckte sich wie unter einem Rutenhieb und blieb stumm. Man beliess ihn übrigens im Amt, weil man ihm keine weiteren Schelmereien und Schildbürgerstreiche nachweisen konnte und weil er sonst nur armengenössig geworden wäre.

Als das Deckerli am heiligen Ostertag nach diesem leidigen Vorkommnis mit dem Helm und dem Spiess durchs Dorf schritt, schien es mir, als beinle er lange nicht mehr so gravitätisch und stolz davon wie früher. Ich hatte ihn allerdings auch lange nicht mehr gesehen, denn ich war gerade an sechs Wo-

chen an der Gliedersucht krank im Bett gelegen. «Der Junge wächst viel zu stark,» meinte der Arzt.

An diesem Ostertag nun hatte ich zum erstenmal das Bett verlassen dürfen. Das Bett, in dem meine Augen nicht imstande waren, die wachsende Pracht des Lenzes zu umfangen, denn das Bett stand vom Kammerfenster abgerückt, wie so viele Dinge im Menschenleben dem Lichte abgekehrt sind.

Der Vater hatte mich am Morgen aufs Kanapee in die Stube hinausgetragen, obwohl ich zur Not den Weg selber hätte machen können. Dann war er mit der Eisenbahn für zwei Tage ins Bernbiet zu Verwandten gefahren.

So waren Mutter und ich über die Festtage allein. «Machen wir doch dem Deckerli eine Osterfreude,» sagte ich zu ihr. «Lade ihn zum Mittagessen ein. Du weisst ja, dass ich ihn gern leiden mag.» Sie zögerte. Ich sah, dass ihr mein Vorschlag nicht recht zusagte, aber schliesslich mochte sie dem kranken Buben die Bitte nicht abschlagen. So rief sie das Deckerli in die Stube hinein.

«Ihr sollt heute mit uns zu Mittag essen, Decker. Ihr seid ja sowieso allein, und es ist nicht gut, an einem Festtag allzuviel mit sich selber beschäftigt zu sein.»

Das Deckerli sperrte Mund und Ohren auf. Als er begriffen hatte, legte er Helm und Spiess im Nebenzimmer ab, kam zu mir hinüber und gab mir die Hand. «So, so, du bist auch wieder besser zuweg. Das freut mich.» Er sah übers Kanapee hinweg zum Fenster hinaus. «Gelt, das ist eine schöne Welt,» sagte er. Ich nickte. Ja, da draussen war eine Herrlichkeit sondergleichen. Der Rasenplatz über der Strasse vor unserem Haus, der einen gewaltigen Buckel macht wie eine Katze, die einen Hund anfaucht, und der den Hügel emporläuft bis dorthin, wo der Wald von Thurhausen beginnt, war grün wie der Laubfrosch im Wasserglas. Nein, er war viel grüner, er war ganz saftgrün. So grün mochte zu Zeiten das Meer sein irgendwo weit weg von der Heimat. Der Himmel aber war zwetschgenblau und sehr fern. Wo der Wald und der Horizont in seliger Vermählung sich fanden, paffte watteweisser Dunst zierlichen Frühlingsgewölks.

«Das ist eine Pracht,» meinte nun auch die Mutter, während sie den leckeren Braten auf den Tisch stellte und mit einer Schüssel zudeckte. Ich brachte kein Wort der Erwiderung aus dem Hals heraus. Der war wie verkorkt. Aber wie in manch einer zugestöpselten Flasche lustroter Rebensaft glüht, so glühte in meinem Innern die Lust des Frühlings. Die Mutter schöpfte erst die Brotsuppe mit den goldfettigen Augen in die Teller. Das Deckerli schlürfte die Suppe mit geräuschvollem Behagen. Am Schöpflöffel, der, wenn ich gesund war, nie zu gros sein konnte, blieben die zerhackten Fliederchen junger Petersilie und Schnittlauch kleben, als ihn die Mutter auf das Tischbrett legte. Grün, überall Grün.

Als wir noch beim Suppenlöffeln waren, klopfte es an die Tür. Ueber den Stubenboden stoffelte der Schneidermeister Jockel vom Unterdorf mit einem Strauss Seidelbast in den Händen. «Für den Rheumatismusbuben,» lachte der Jockel. Die Mutter holte eine Vase aus dem Spind, die, wer weiss, seit ihrem Hochzeitstag unangetastet, es sei denn beim Reinigen, neben andern hübschen Sachen und Sächelchen auf dem Schrankgestell gestanden, und füllte sie halbwegs vom Küchenhahnen. Der gute Jockel, der sich sichtlich sehr verwunderte über das beim Ostermahl Zugegensein des Deckerli, stellte die ganze Pracht des Seidelbastes hinein. Wahrlich, der Ostertag vergass den kranken Jungen nicht. Da brachte er mir sogar Grüsse aus dem Wald, der da auf der Höhe rauschte und in dem die Sonnenfunken auf den Tannadeln knisterten und ihr grüngoldfunkelndes Leben verspritzten. Jockel verabschiedete sich bald. Er war ein wenig schüchtern und es war ihm nicht gegeben, eine Mütze lange verlegen in den Händen zu drehen.

Die Mutter schöpfte den Braten heraus. «Der Doktor meint, du sollest kein Fleisch essen; aber ich glaub, dass so ein Happen Zickleinfleisch nichts schaden kann.» Sie langte den saftigsten Stotzen aus der Schüssel heraus und legte ihn mit der braunen, nach Lorbeerblättern und Nelken duftenden Brühe auf meinen Teller. Das bescheidene Deckerli aber nahm ein altes, mit vielen Klingen gespicktes Militärmesser aus der Tasche und manipulierte an dem Zickleinkopf herum. Der lag bald so sauber abgenagt vor ihm, als hätte man ihn aus einem Ameisenhaufen herausgefischt.

«Ich werde einmal auf meine Ziegenwiese hinausgehen,» sagte das Deckerli, als es sich schmatzend und dankend vom Tisch erhoben hatte. «Ich will sehen, was mein Kirschbaum macht, ob der Blust ordentlich angesetzt hat.» Ja, der Blust. Auch das arme Deckerli war ein grosser Freund des Blühens. Wenn er über die Felder schritt und kein blühendes Kräutlein im Munde hatte, musste ihm etwas über die Leber gekrochen sein. Ich kannte das und sah es ihm an den Augen an, dass er von seinem Osterspaziergang mit etwas herrlich Blühendem zurückkehren würde.

So war es auch. Er kam am Osterabend noch einmal vorbei: «Ich habe meinen Kirschbaum auf der Ziegenwiese blühen gesehen. Ein Wunder, sage ich, auch wenn wir Ostern wie heuer reichlich spät feiern.» Dann hob er mich vom Kanapee hervor und trug mich in die Kammer hinüber. Das Deckerli lächelte. Auch er hatte den Frühling gesehen, auch er hatte Ostern erlebt. Ein Massliebchen blühte zwischen seinen Lippen, ein Massliebchen von der Ziegenwiese, auf der sein Kirschbaum die Blütenaugen aufgeschlagen hatte . . .

Es war dies wohl seit langem einer seiner frohesten Tage. Dass er ein Schelm und als solcher öffentlich gebrandmarkt war, machte ihm viel zu schaffen. Sein Ausrufen der Nachtstunden mit dem obligatorischen, halb gesungenen, halb rezitierten Wächterspruch als Anhänger klang lange nicht mehr so laut und beherzt wie früher. Das Deckerli litt. . . .

Einmal ging er ins Tobel, Birkenreisig zu suchen. Es dauerte zwei volle Tage, ehe wir wieder einen

Nachtwächter hatten, was ihm natürlich einen schweren Verweis eintrug. Man hatte schon gemeint, man müsse das Deckerli an einem Tannenast suchen gehen.

Den Bauern half er jetzt weniger als früher, auch sonst war er nachlässiger geworden, aber da er sich im Trinken zusammennahm und niemanden weiter anbettelte und belästigte, war kein Grund vorhanden, ihn in eine Anstalt abzuschieben. Das kostete alles immer nur Geld, und die Gemeindeväter von Thurhausen hätten eher eigenes als Gemeindegeld vergeudet. So treu und pflichtbewusst waren diese Bauern.

Das Deckerli konnte einem aufrichtig leid tun. Als ich ihn einmal holen musste, damit er auf unserm Hausdach eine Anzahl Schindeln nachstosse, war er gerade beim Zurechtmachen eines Arfel Birkenreisig. Ich beobachtete ihn, interessiert in seine Hantierung. «Du willst wohl das Besenmachen lernen, Bub?» sagte er, als ich mich so ganz und gar nicht zum Gehen anschickte. Ich nickte. «Ja, das könnte mir ganz recht sein.» Da lachte er, und zwar so, als ob er sich selbst eine eklige Lache ins Gesicht schütten wollte: «Das musst Du, ausser für den Hausgebrauch, nicht machen. Besenbinder gelten fast immer als Pack. Für vollwertig nimmt man einen sowieso nicht. Man wirft einem Blicke zu, als ob man im Armenhaus geboren wäre. Weisst, Bub, man bindet viele Gedanken und Gefühle so tagsüber in die Besen hinein, mit denen anderer Leute Dreck aufgeputzt werden soll. Anderer Leute Dreck? Nein, was sage ich: Nur bei Deckerli gibt es Dreck. Bei hochwohlgeborenen Herren, wie etwa bei unserm Vorsteher, geben die Kühe Marzipanstollen von sich und in der Stube seiner erlauchten Gattin ist die Luft balsamisch wie die eines Fichtenwaldes, obwohl sie das Jahr hindurch kaum einmal recht auslüftet.»

Das Deckerli ist dann zum Dachflicken mit mir heim gekommen. Beim Abendessen musste ich den Truchsess und den Mundschenk markieren. Ich liess bernsteingelben Saft durch ein Schläuchlein aus dem Stegenfässchen in den Krug laufen. Mein Vater hätte mir sicher ein Licht aufgesteckt, so er gewusst hätte, dass ich dem Dachdecker die beste Tranksame auftischte.

Mein Gast schlürfte den kralligen Saft, als ob er Fendant oder Haute Sauterne gewesen wäre. «Du meinst es recht gut mit mir,» sagte er einmal, während er nachdenklich einige Brosamen auftupfte. «Sie sind aber auch ein guter Mann, Herr Decker,» platzte es mir zum Mund heraus. Erstaunt heftete er seine fahrigen Augenlichter auf mich und kratzte sich im grauen, schoferigen Stoppelbart. Dergleichen hatte noch niemand zu ihm gesagt, nicht einmal die Herren Anstaltverwalter, bei denen er sich doch gewiss makellos aufgeführt hatte. Sonst wäre er nicht immer so rasch wieder frei gekommen.

«Ein guter Mann.» Wie ihm das wohl tat. Es war, als hätte ihn eine zarte, liebkosende Hand berührt. Sein Gesicht war ganz in Sonne. Da wusste ich, dass ich wahr gesprochen hatte, dass dieses zerlumpte und verachtete Männchen innerlich wirklich gut war, weitaus besser vielleicht, als ihrer viele, die kirchturmhoch auf seine misshandelte Armseligkeit hinabsahen.

Wir knüpften dann die freundschaftlichen Bande, die uns umzogen, etwas enger, das Deckerli und ich. Wenn er die Laterne vor unserm Haus blank rieb und ihren Bauch mit Petroleum speiste, kam es oft vor, dass ich ihm zuwinkte, auf einen Schluck ins Haus hinein zu kommen. Das natürlich nur, wenn ich mich vor den Eltern sicher wusste. Da erzählte mir dann das Deckerli manchmal ganz spassige Geschichten von den Thurhausern von anno dazumal.

«Die alten Thurhauser, wie mein Vater und mein Grossvater welche waren, mon dieu! die haben sich nicht so abgeschunden wie ihre Nachkommen. Sie erarbeiteten sich noch keine Goldhaufen, über die hinweg man das wahre Glück nicht mehr sehen konnte. Sie lebten ganz beschaulich. Sie liessen sich viel Zeit. Sie glaubten, dass nicht alles an einem Tag geschafft und nicht alles an einem Tage gegessen werden müsse. Dass man sich für ein späteres Geschlecht abmorkste und sich die Wirbelsäule partout verkrümmte? Mit nichten! Die Nachkommen sollten auch wieder sehen, wie sie durch die Welt kämen. Damals wurde noch nicht jede Elle breit Boden nach rationellen Methoden ausgesogen. Da wusste man noch, was man dem Feld schuldig war und liess abwechslungsweise ein Stück brach liegen. Da durfte es ausruhen wie ein Mensch nach getaner Arbeit. Da durfte es sich erholen und neue Kräfte sammeln. Ganz gewiss, die Alten hatten auch ihre guten Ideen, und wenn die Jungen diese noch so verwerflich und absonderlich finden. Wozu sich so plagen und abhunden? Fiel das Jahr schlecht aus, was tat es? Wozu hatte man einen grossen Gemeindewald oben auf dem Wellenberg? Man schlug einfach um, was nötig war, um Defizite zu decken. Man erhöhte den Bürgernutzen. Man liess jeden leben, jedem etwas zukommen. Man erlaubte sich auch noch einen Abendschoppen im Wirtshaus, wenn es gleich nicht Sonntag war, und ein Schnäpschen in Ehren getrunken, brachte keinen an den Bettelstab.»

Solchermassen philosophierte das Deckerli, dem ich nichts nachtragen kann, dessen etwas rotangelaufenes Näschen mich heute wie ein Alpenglühen aus ferner Jugendzeit anmutet.

Es mag ja sein, dass ein schwacher Schatten auf sein Leben fällt, wenn ich bekenne, dass er es war, der mich zum erstenmal zum Stehlen verleitet hat. Er besass einmal kein Schnapsgeld, und da er nirgends Kredit zu haben schien, bat er mich um einen Zwanziger. Den habe ich regelrecht aus dem hölzernen Geldschüsselchen im Stubenkasten gemaust. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, aber man kam mir nicht auf den Sprung und es beruhigte sich wieder. Sogar so, dass ich es fertig brachte, ihm noch mehrere Male eine Münze für ein Gläschen Gebranntes zuzuschieben.

Heute sage ich dazu: «Es war ein Unrecht,» und doch ist es mir, als würde das Deckerli mir so irgendwo vom Himmelsdach herab, das es gerade mit

glockenblumenblauen Ziegeln flickte, zunicken: «Hast es wohlgemeint für mich, vergessen tu ich dir deine Gutherzigkeit nimmer.»

Das Deckerli ist nämlich schon ganz geraume Zeit im Himmel und muss nachgerade wissen, wie es dort aussieht. Wer weiss, ob er nebst gelegentlicher Berufsbetätigung am Himmelsdach nicht auch einen Nachtwächterposten versieht, ob er nicht die Englein nachts in ihr Bettchen jagen muss, ob er nicht die Sterne putzt, die ausgerechnet über Thurhausen am Himmel stehen? Das wäre aber eine harte Aufgabe, Sterne über den Bürgern von Thurhausen putzen zu müssen. Mag der Herrgott da ein Einsehen haben!

Wie das Deckerli gestorben ist? Ganz wie es sich erwarten liess. Er geriet nach und nach wieder ins Schnäpseln hinein. Es war an einem Spätwintertag, ungefähr ein Jahr nach der Buchenscheiteraffäre. Da war er beim Laternenputzen. Mehr aber noch beim selbstzufriedenen Löten beim Schnapsstiefelchen. Hart am Rande des Dorfbachs neben der Wirtschaft zum Thurberg stand eine Lampe auf ihrem Pfahl. Wohl schon seit undenklicher Zeit. Der Pfahl muss recht morsch gewesen sein. Das Deckerli lehnte nach Einbruch der Nacht sein Leiterchen dagegen, und da ihm noch wackliger als dem Pfahl zumute war — wie es kam, weiss man eigentlich nicht so bestimmt —, so warf es ihn samt Leiter und Pfosten in den Bach. Man fand ihn einige Stunden später mit dem Gesicht nach vorn im eisigen Wasser liegen. Vom Blut, das laut Feststellungen des Arztes aus der rechten Schläfe gesickert sein musste, war nur noch eine ganz feine Kruste sichtbar. Der Bach hatte es gleich einer gnädigen Samariterin abgewaschen. Die Laterne, die er vor dem Sturz noch hatte anzünden können, soll mit zur Hälfte eingeschlagenen Scheiben am Bachrande im Gestrüpp hängen geblieben sein. Da sie zufällig auf den Kopf zu stehen kam und da es eine windstille Nacht war, brannte ihre Flamme noch, als man das Deckerli fand. Sie warf einen zitternden, gelben und betreuenden Schein über den, ein leises Grablied gurgelnden Dorfbach und sein Opfer. Die Flamme aber war das erbarmende Totenlichtlein des armen Deckerli von Thurhausen.

Liesi

DIE GESCHICHTE EINER KUH, EINE JUGENDERINNERUNG

VON ALFRED HUGGENBERGER

Es mag ein lächerliches Unterfangen sein, einer Kuh ein Denkmal zu setzen. Mir kommt es eher schwer als lächerlich vor. Die Kuh Liesi hat in unserem kleinen Bauernhaushalt und damit auch in meinem Leben Jahre hindurch eine bedeutende Rolle gespielt; sie hat mir manches Rätsel aufgegeben, mit dem ich heute noch nicht ganz fertig bin. Ich bin ihr auch durch mancherlei Schuld verpflichtet.

Liesi hat nie in einem andern Stall gestanden als in dem unsrigen, sonst hätte sie sich vielleicht nicht so wohl und daheim darin gefühlt. Mit den hellen, luftigen Ställen verglichen, wie man sie heute baut, war der unsrige mehr als bescheiden zu nennen. Zwar gaben die wurmstichigen Blockhauswände leidlich Schutz gegen Sturm und Kälte; doch das Licht kam nur durch zwei schmale liegende Fensterchen herein. Der Gang hinter dem Viehlager war schmal; die Balken der Heudiele mussten auf der Krippenseite mit Rundpfosten gestützt werden.

Immerhin ein Stall, wie es deren noch viele gab und heute noch gibt. Die Viehzucht stand zu jener Zeit in unserer Gegend hinter Getreide- und Weinbau noch an Bedeutung zurück. Wenn man nur Milch und Butter hatte und die notwendigen Zugtiere für Pflug und Wagen.

Als ich mit Liesi erstmals wissentlich Bekanntschaft machte, hatte sie ihre Jugendzeit bereits hinter sich und war auch längst an das Joch der Arbeit gewöhnt. Man konnte ihr Kraft und Ausdauer nachrühmen; als wohlgebaute Fleckkuh hielt sie jedem mittleren Ochsen die Waage, ja sie war manchem von ihnen an Fleiss und Ausdauer überlegen. Dieses Lob bestätigt zu sehen, aber auch mit Liesis Mucken und kleinen Hinterhältigkeiten vertraut zu werden, bekam ich reichlich Gelegenheit, denn ich war damals, obschon noch zur Sommerschule verpflichtet, zum Mähnbuben*) vorgerückt. Nicht zu meiner Freude, ich habe mich oftmals aus der mühseligen Ackerfron in die Kinderschühlein zurückgewünscht oder zu dem Starenvolk auf den Bäumen, besonders wenn der Vater so recht übellaunig war, weil es der Grundnässe oder des zähen Schnurgrases wegen eine schlechte «Ard« gab, indem der Pflug die Furchen zeitweise vor sich her schob, statt sie schön sauber eine zur anderen hinzulegen.

Freilich, so im leichten Moorboden oder beim Umbrechen der Stoppeläcker ging das Pflügen ohne Mühsal hin, so dass die Arbeit auch den Zugtieren anscheinend fast zum Vergnügen wurde. Ich war jeweilen wieder für manche erlittene Unbill entschädigt, wenn ich nach einem solchen wohlverlaufenen Ackertag lobbereichert unter Geisselknallen mit dem aufgeschienten Pflug heimfahren konnte und der Vater beim Ausspannen der Kuh Liesi noch besonders den Hals tätschelte: «Ja Liesi, alle Achtung! Mit dir ist man halt versehen!»

Eine von Liesis Unarten bestand darin, dass sie ihrer Kitzligkeit wegen beim Auf- und Abschirren die Hinterhand heftig hin- und herwarf; man hatte oft seine liebe Not mit ihr. Sie hat deswegen mehr als einmal ungerechterweise Schläge bekommen. Man hätte ihr ja einfach ein Gurtgeschirr auflegen

*) Leiter des Pfluggespannes